



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

G., H.: Die Aerzte im alten Rom.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zur Hebung des Journalismus im Allgemeinen, ist die Gründung eines Blattes wie die preussischen Jahrbücher ein unberechenbarer Gewinn.

Da wir aber über die populäre Literatur manches Nachtheilige gesagt haben, so fühlen wir uns verpflichtet, auf einen sehr nützlichen und respectablen Zweig derselben hinzuweisen. Wir meinen die encyclopädischen Sammlungen, die sich an das brockhausische Conversationslexikon anknüpfen. Es wäre im höchsten Grad unbillig, von allen Artikeln gleiche Vortrefflichkeit zu erwarten, aber sowol die Gegenwart, die nun mit dem 12 Bände beendigt ist, als die neue Zeit, die mehr auf die encyclopädischen Bedürfnisse Rücksicht nimmt, und von welcher der erste Band jetzt fertig vorliegt, enthalten nicht bloß eine Reihe zweckmäßiger und nützlicher Uebersichten, sondern auch einzelne eingehende Abhandlungen, die in den ersten Rang der wissenschaftlichen Literatur gehören. Wir erinnern nur an die Arbeiten von Roscher über Nationalökonomie und von Springer über neuere Kunstgeschichte. Der Stand der Gelehrten hat gegen diese Gattung von Werken trotz Föcher immer ein ungerechtfertigtes Vorurtheil gehabt. Bei der massenhaften Ansammlung des wissenschaftlichen Materials ist aber jede Vorarbeit dankenswerth, welche die Arbeit wesentlich abkürzt, sobald man sich nur auf ihre wissenschaftliche Correctheit verlassen kann, und es ist nicht zu bestreiten, daß sich die brockhausischen Sammelwerke diesem Ziel immer mehr nähern. — J. S.

Die Aerzte im alten Rom.

Zwar war der Dienst des heilenden Gottes Aesculap bereits während des dritten samnitischen Krieges auf Befehl der sybillinischen Bücher von Epidaurus nach Rom verpflanzt worden, um einer damals herrschenden Epidemie Einhalt zu thun; und gewiß wurden auch seitdem im Tempel des Gottes auf der Tiberinsel die von den griechischen Asklepiospriestern allenthalben geübten religiösen Wunderkuren nicht unterlassen. Allein an ein wohl eingerichtetes Tempelhospital läßt sich dabei schwerlich denken, und wenn Sueton erzählt, daß der Kaiser Claudius das Verfahren der Herrn, welche ihre kranken Sklaven auf der Tiberinsel aussetzten, als eine arge Grausamkeit dadurch bestrafte, daß er solche Sklaven für frei erklärte, so spricht dies eben für das geringe Ansehen und für die wenig allgemeine Benutzung dieser größtentheils auf Priesterbetrug (vermitteltst divinatischer Träume und der abgerichteten epidaurischen Tempelschlange) basirten Lazaretheinrichtung. Eigentliche Aerzte hat Rom vor dem 6. Jahrhundert seiner Zeitrechnung nicht gehabt. Der Peloponnesier Archagathus,

ein Wundarzt, soll der erste gewesen sein, und ihm kaufte man auf öffentliche Kosten eine Taberne, in welcher, wie in den Buden der Barbier, die Kunden sich einfanden und vielleicht schon die Müßiggänger ihre Zeit verschwanden. Das ungewohnte Schneiden und Brennen verdarb den Chirurgen aber bald den Credit und verschaffte ihnen den Beinamen „Senkersknechte“. Zudem konnte der Ernst und die fest eingewurzelte Scheu der Römer vor allen auf Gelderwerb hinauslaufenden Künsten den Leichtsin und die gewinnsüchtige Nüchrigkeit der Griechen überhaupt nicht vertragen. Daher schreibt schon ungefähr fünfzig Jahre nach Ankunft des Archagathus der ältere Cato aus Athen an seinen Sohn: „Nimm meine Worte für eine Weissagung: Wenn uns dieses Volk einst seine Wissenschaften mittheilen wird, so wird alles in Verderbniß gerathen und besonders dann, wenn es uns seine Aerzte schicken wird. Diese haben sich verschworen, alle Barbaren durch ihre Medicin zu tödten. Und selbst dieses thun sie für Lohn, damit man ihnen glaube und sie desto leichter ins Unglück stürzen können. Ich untersage dir den Gebrauch der Aerzte!“ Ist dieses Urtheil aus Widerwillen gegen den griechischen Volkscharakter im Allgemeinen entstanden, so zogen die Nachfolger des Archagathus Spott und Verachtung in Rom selbst noch dadurch sich zu, daß sie ihre eigne Unwissenheit und den Mangel an persönlichem Vertrauen durch marktstreuerische Ostentation und Charlatanerie zu verdecken suchten. „Ein jeder Grieche, der zu uns kommt,“ sagt Juvenal, „bringt in sich einen Redekünstler, einen Feldmesser, einen Maler, einen Seiltänzer, einen Arzt, einen Apotheker, einen Wahrsager, einen Zauberer mit; alles versteht ein hungriger Grieche; sprich: fahre gen Himmel! — er wird es thun.“ So verspottet auch schon der Komiker Plautus die Prahlerei der Jünger Aesculaps, die sich am Abend, wenn sie von den Patienten kämen, rühmten, diesem Gotte ein Bein, jenem einen Arm eingerichtet zu haben, so daß man nicht wisse, ob man einen Arzt oder einen Schmied vor sich habe; und der Arzt, den er in seinen „Zwillingsbrüdern“ auftreten läßt, ist ein tölpelhafter Ignorant. Doch ersieht man aus demselben Stücke, daß die damaligen Aerzte schon Kranke zu sich ins Haus nahmen, um sie unter sorgfältigerer Aufsicht zu haben. Trotz des Mißtrauens gegen die Griechen blieb jedoch die Medicin in den Händen derselben bis tief in die Kaiserzeit hinein. Wenigstens sagt der ältere Plinius, daß bis zu seiner Zeit sehr wenige Römer sich dieser einträglichen Wissenschaft zugewendet hätten. Und auch diese Wenigen mußten womöglich sich vollkommen gräcisiren, weil „auch solche Leute, welche des Griechischen unkundig sind, Aerzten, die ihre Kunst nicht griechisch betreiben, kein Vertrauen schenken; ja sie haben weniger Zuversicht, wenn sie das verstehen, was zu ihrem Heile dient!“ blieb man also in Hinsicht auf körperliches Wohl einerseits in Abhängigkeit von Ausländern, so konnte die Ausbildung und der Werth der Arzneikunde selbst

nur verlieren, als römische Sklaven und Freigelassene anfangen, die ärztliche Praxis zu üben und von den Vornehmen zu ihren Hausärzten verwendet wurden. Und doch stieg seit dem Höhepunkte der römischen Allmacht und Welt-herrschaft mit der einbrechenden Entnervung und Verweichlichung der Geschlechter das Bedürfnis und die Nothwendigkeit der Heilkunde mit jedem Jahre! Für das Heer der Krankheiten, welche sich nach und nach eingebürgert hatten, reichten die einfachen Hausmittel, welche in der alten, guten Zeit verständige Familienväter sich notirt hatten, bei weitem nicht mehr aus. „Hippokrates, der Fürst der Aerzte,“ sagt Seneca, „hat behauptet, daß das weibliche Geschlecht weder den Haarschmuck verlieren, noch am Podagra leiden könne. Unsere Zeit straft den großen Arzt und Naturforscher Lügen, den Vorzug des Geschlechts haben die Frauen längst durch ihr Leben verloren;“ und an einer andern Stelle: „Die vielen Krankheiten sind ein Erzeugniß der vielen Gerichte; zähle die Köche in der Stadt und du wirst dich über die Unzahl der Krankheiten nicht wundern.“ Besonders gehörten Fieber jeder Art und die auch durch klimatische Einflüsse begünstigten Augenkrankheiten (für welche bald eigne Augenärzte sich etablirten) zu den gewöhnlichsten Folgen der sinnlichen Ueberfeinerung und Schwelgerei. Die Furcht vor dem Tode stieg, und zuletzt ließ man sogar den Sklaven, welchen man zur Erkundigung nach dem Befinden des kranken Freundes abgeschickt hatte, nicht eher wieder ins Haus, als bis er sich durch ein Bad gereinigt hatte! Kein Wunder also, wenn man für die Erhaltung des lieben Lebens enorme Summen verausgabte; 14,000 Thlr. war anfangs der gewöhnliche Jahrgelohn der kaiserlichen Leibärzte; der berühmte Stertinius verlangte aber unter Claudius das Doppelte dieser Summe, indem er vorrechnete, daß ihm seine Privatpraxis in den reichen Familien Roms früher über 30,000 Thlr. eingetragen habe! Er hinterließ anderthalb Millionen Thaler, nachdem er seine Vaterstadt Neapel mit Bauwerken geschmückt und dadurch sein Vermögen bedeutend geschwächt hatte. Einem Chirurgen Namens Alkon, der wegen Verbrechen verurtheilt worden war, entriß Claudius eine halbe Million, und doch erwarb sich derselbe binnen weniger Jahre während seiner Verbannung in Gallien sein Vermögen wieder. Die Preise scheinen, wo kein jährliches Honorar festgesetzt war, auch oft nach der heutigen amerikanischen Manier für jeden einzelnen Krankheitsfall vorausbedungen worden zu sein; so erwähnt wenigstens Plinius, daß von einem Arzte ein Kranker in der Provinz für 10,000 Thlr. in Cur genommen worden sei. Die Zahl der kaiserlichen Hofärzte stieg übrigens später bis auf sieben; von ihnen erhielt aber unter sparsamen Kaisern, wie z. B. Alexander Severus, nur ein einziger sein Honorar in klingender Münze, die übrigen bekamen ein Deputat in Naturalien.

Die Wissenschaft selbst lag noch halb in ihrer Kindheit und Grenzboten I. 1858.

durch den Mangel aller Bildungsanstalten für tüchtige Aerzte blieb es natürlich entweder bei dem bloßen Anlernen der Dogmen und Erfahrungen irgend eines berühmten Meisters oder bei einem auf Kosten der Kranken gemachten autodidaktischen Experimentalverfahren. Wer aber irgend sich einen Namen machen wollte, suchte an der alten Schulweisheit des Hippokrates, Asklepiades oder Themison etwas zu mäkeln und zu ändern und die entgegengesetztesten Methoden folgten sich in raschem Wechsel. Antonius Musa, ein Freigelassener, curirte den Kaiser Augustus, welcher schon sein Haus bestellt hatte, auf priesnische Art durch kalte Wasserbäder und Tränke, und erhielt dafür eine Bildsäule neben Aesculap, den goldnen Ring und die Censussumme der Ritter, Abgabefreiheit für sich und für seine Kunstgenossen auf alle Zeiten — alles gewiß reellere Geschenke als mancher spätere Titel. Aber sein Credit sank etwas, als der geliebte Schwestersohn Augusts, Marcellus, bei derselben Behandlungsweise starb, und bald darauf empfahl man statt der erkältenden brennend heiße Bäder oder verordnete Speisen und Arzneien nach der Stunde der Geburt und dem Stande der Gestirne. Dabei wurden eine Unmasse abergläubischer und magischer Mittel, Besprechungen und Amulette auch von den Aerzten anerkannt und angewendet, z. B. Mäusegehirn gegen Kopfschmerzen, verbrannter Hundszahn gegen Zahnschmerzen, eine in Mandelöl gekochte Seetrompete gegen Harthörigkeit, ein Spänchen oder Steinchen heimlich auf den Kopf gelegt gegen Schlucken, Einreibung mit Blut aus der großen Zeh des Kranken oder der Genuß des (heute noch in demselben Falle vom Volke angewendeten) Blutes eines Gladiators oder Verbrechers gegen die Epilepsie. Außerdem gab es eine Menge geheimer Mittel und solcher, die nach dem Entdecker oder der Wirkung bestimmte Namen führten, so daß in dieser Hinsicht das Alterthum dem Zeitalter der Revalenta Arabica an blindem Glauben nicht nachstand. Die Vereitung der Recepte hatten früher die Aerzte selbst besorgt, und wenn auch hier arge Mißgriffe unausbleiblich gewesen sein mögen, so war es doch eine heillose Verschlimmerung des Verhältnisses, daß die Aerzte der Kaiserzeit aus Bequemlichkeit und Sorglosigkeit dies unterließen und fertige Salben, Pflaster u. s. w. aus den Buden der Seplastarii oder Kräuter- und Salbenhändler entnahmen, welche mehr Aehnlichkeit mit unsern Droguisten als Apothekern hatten und theils aus Ignoranz sündigten (Plinius erzählt, daß sie häufig anstatt des indischen Drachenbluts Zinnober unter die Salben mischten), theils ihre sprichwörtlich gewordenen Betrügereien übten und entweder verlegene oder verfälschte Waaren verkauften. Es kam dadurch der Ausdruck Medicamentarius so in Verruf, daß er im Gesetzbuche des Kaisers Theodosius gradezu „Giftmischer“ bedeutet. Freilich mußte auch in einer Zeit, wo die Giftmischerei so vielfach benützt wurde, jeder Seplastarius auf einige acute Mittelchen für seine vornehmen Kunden

halten, so wie daneben auf die betreffenden Gegengifte, unter welchen das berühmte Mithridaticum aus 54 Ingredienzien zusammengesetzt werden mußte. Und ebenso übel bestellt blieb es mit den quacksalbernden Droguisten auch später unter den Byzantinern. Nicht einmal der kaiserliche Hof in Konstantinopel besaß einen zuverlässigen Apotheker, sondern ein Garderobier besorgte die seiner Aufsicht unterstellte Sammlung von Salben, Pflastern, Giften und Gegengiften für Menschen und Vieh. Bei solchen Uebelständen finden wir die Klagen römischer Schriftsteller über die Ungestraftheit und Unverantwortlichkeit der Aerzte völlig begründet, wenn sie auch bei der Unsicherheit der schwierigen Wissenschaft auf alle Zeiten Anwendung finden. „Jedem, der sich Doctor nennt,“ sagt Plinius, „schenkt man sogleich Glauben, während doch mit keiner Lüge eine größere Gefahr verbunden ist. Wer unter den Aerzten nur ein gutes Mundwerk besitzt, wird sogleich unser unumschränkter Herr über Leben und Tod. Das beachten wir aber nicht; so schmeichelnd ist für jeden Kranken die Süßigkeit der Hoffnung. Außerdem gibt es kein Gesetz, das die Unwissenheit unschädlich mache und kein Beispiel der Todesstrafe. Sie lernen durch unsere Gefahren und werden an Erfahrung reicher durch Todesfälle, und nur dem Arzte bleibt es völlig ungeahndet, einen Menschen getödtet zu haben.“ Auch Martial verschont den Stand nicht mit seinem Spotte:

Neulich noch war er ein Arzt, jetzt Leichenträger, Diaulos,
Was er als Träger betreibt, that er als Doctor schon längst.

Bist Gladiator geworden und heilstest doch früher die Augen?
Als Mediciner bereits triebst du dieselbige Kunst!

Ebenso braucht auch Juvenal, um den Begriff einer hohen Zahl zu geben die Ausrede:

Lieber noch nenn' ich die Zahl von Hippias vielen Geliebten
Oder die Kranken, die stets zur Herbstzeit Themison würgte.

Sogar über die Sucht, die Krankheiten zu vergrößern, um höhern Ruhm durch die Heilung zu ernten, klagt schon Seneca mit den Worten: „Viele Aerzte können die Krankheiten, wenn sie dieselben ihres Ruhmes wegen vermehrt und gesteigert haben, gar nicht mehr verschonen oder bezwingen sie endlich nur unter großen Leiden der Patienten.“

Die große Masse der Armen blieb unter diesen Umständen natürlich von ärztlicher Hilfe ausgeschlossen und nur der Gese erbärmlicher Quacksalber überlassen. Nur die Gladiatoren und Circusfactionen hatten ihre eignen Aerzte und seit dem ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung auch die Legionen, deren Aerzte doppelten Sold erhielten, Rüstung trugen und ihre Kranken schon in Feldlazarethen behandelten. Desto erfreulicher war die Anstellung wirklicher

Armenärzte, welche durch ein Gesetz des Kaisers Valentinian II. im Jahre 386 erfolgte. Nach der Zahl der städtischen Districte wurden 14 Oberärzte mit Befoldung aus der Staatskasse eingesetzt und ihnen zur Pflicht gemacht, nicht, wie bisher die Mehrzahl der Aerzte gethan hatte, bloß ihrem Vortheil im Dienste des Reichthums nachzugehen, sondern dem Nothrufe der ärmern Classe zu folgen. Honorar anzunehmen war ihnen nicht verboten, aber ausdrücklich nur so viel, als ihnen die Genesenen freiwillig anboten, nicht aber Summen, welche ihnen in der Todesangst für die Rettung etwa versprochen würden. Das Collegium erhielt ferner das Recht, sich selbst zu ergänzen, und zwar sollte nach einer sorgfältigen Prüfung der Concurrenten die Majorität der Oberärzte den Ausschlag geben. Die übrigen rückten dann nach der Anciennetät auf und der Neuangestellte bekam den untersten Platz. Diese städtischen Aerzte waren wie die Professoren aller Wissenschaften nebst ihren Weibern und Söhnen von allen Abgaben, auch der Recrutirung und Einquartirung frei und wer ihre Ruhe durch Beleidigungen störte, sollte 4000 Thlr. Strafe erlegen, war er ein Sklave, in Gegenwart des Beleidigten mit Ruthen gezüchtigt werden. Diese Privilegien galten noch unter den ostgothischen Königen und wurden auch für Konstantinopel von mehren Kaisern bestätigt.

S. G.

Das System der preussischen Festungen.

Preußen verwendete 1817 auf seine Kriegsbereitschaft etwa 15 Millionen Thaler jährlich, in den dreißiger Jahren über 20 Millionen, im Laufe der vierziger über 25 und jetzt nahezu 30 Millionen. Die Größe der Armee, welche anfangs etwas die Kräfte des Staats überstieg, wurde zwar nicht bedeutend vermehrt, um so mehr aber für ihre Ausbildung und Ausrüstung gethan. Einen neuen Impuls gab der Regierungsantritt des jetzt regierenden Königs. Er brachte die Neubewaffnung der Infanterie mit dem damals entsprechenden Percussionsgewehr in Gang, decretirte im Februar 1841 die Beschaffung eines neuen Artilleriematerials (System Radowiz-Strotha) und gab dem Heere eine neue Bekleidung, die seitdem mustergiltig für viele Staaten geworden ist. Schon vor 1850 wurde mit einer abermaligen Neubewaffnung der Infanterie (Zündnadelgewehr) der Anfang gemacht, und vor zwei Jahren als Normalwaffe ein neues, der Miniébüchse ähnelndes Gewehr für das Großes Fußvolks adoptirt. Hierzu rechne man die vielfachen Verbesserungen, welche in der Artillerie eingeführt worden. Worauf wir indes den meisten